

Sibylle Lewitscharoff  
Montgomery



Sibylle Lewitscharoff  
**Montgomery**

Roman

Deutsche Verlags-Anstalt  
Stuttgart München



FÜR SILVANA ABBRESCIA-RATH



ER WAR ALLEIN, und ich war betrunken, nachts um kurz vor vier auf dem leeren Campo de' Fiori, wo ein einsames Reinigungsfahrzeug sein gelbes Blinklicht um den Platz warf. Ich erkannte ihn sofort. Erstaunlich, nach so langer Zeit, immerhin hatten wir uns seit vierzig Jahren nicht gesehen. Der hagere Mann in dem dünnen Regenmantel war ein alter Schulkamerad. Er war es, dieser verbissene kleine Schweiger mit dem geschwollenen Namen, der sich immer ein wenig auf die Fußspitzen hob, wenn sich ihm einer von uns in den Weg stellte. Montgomery Cassini-Stahl, so hieß kein vernünftiger Mensch im Herzen des Schwabenlandes, so konnte bloß ein Angeber heißen. Aber er war kein Angeber. War es auch jetzt nicht, als er mich zwar nicht gleich erkannte, aber freundlich in meine Augen sah.

»Blechle!« sagte ich und wies mit dem Zeigefinger auf seine Brust. »Du bist doch der Blechle.«

Paar Sekunden dauerte es, bis er begriff, wer ich war. Dann faßte er mich an der Schulter und ergriff meine Hand mit einer Herzlichkeit, die mich überraschte. Als Kinder hatten wir uns einmal geprügelt und waren uns anschließend nicht mehr in die Quere gekommen. Blechle hatte keine Freunde in der Schule. Blechle schob den Rollstuhl seines älteren Bruders im Schulhof herum. Er tat es, bis er neun Jahre alt war. Danach war Blechle ein Wesen für sich.

So konnten wir nicht auseinandergehen. Auf dem Platz war keine Bar mehr offen. Wir zerrten zwei angekettete Stühle von einem Stuhlstapel und saßen alsbald wie zwei Gefangene nebeneinander. Es war eigentlich zu kalt zum Draußensitzen. Blehle knöpfte seinen Mantel zu und stellte den Kragen hoch. Dann fingerte er nach einer Zigarettenspackung und steckte die zwei Gauloises mit seinem Sturmfeuerzeug an. Er hatte die Regie übernommen und fragte mich aus. Daß ich in Rom war, um für eine Zeitung über die Vorbereitungen zum Heiligen Jahr zu schreiben, erschien ihm interessanter als mir. Daß mein Vater gestorben war und ich von meiner Frau und den Kindern getrennt lebte, nahm er mit einem Mitgefühl auf, das mir sonderbar vorkam, weil er weder meinen Vater noch meine Frau je kennengelernt hatte.

Obwohl er ein dünner Hecht war und nichts Dickes anhatte, schien er die feuchte Kälte kaum zu spüren. Ich fragte mich, ob er vielleicht betrunken war als ich. Seine großen braunen Augen strömten Hitze aus, der Mann schien von einer inneren Flamme durchglüht, ein Savonarola, der hin und wieder zum Denkmal seines Leidensgenossen hochsah. Er hatte nie geheiratet, lebte in Rom, und zwar schon lange, soviel war von ihm zu erfahren. Aber allen Nachfragen wich er aus und lenkte das Gespräch zurück auf mich und die Jahre, die wir gemeinsam in der Grundschule verbracht hatten.

Sein Gedächtnis war phänomenal. Fast alle Namen der siebenundzwanzig Grundschüler brachte er zu-



sammen. An Ralf Knopp, den muskulösen Knilch, erinnerte er sich besser als ich, obwohl ich, niemals er, öfter bei ihm zu Hause gewesen war und den Vater im Unterhemd auf dem Sofa hatte liegen sehen, seine beiden Hanteln in Griffweite auf dem Teppichboden. Er wußte, in welcher Ecke des Schulgartens sich das aalglatte Sintenis-Reh zum Äsen niederbeugte, wußte, wer auf es geklettert und dabei heruntergefallen war. Den idiotischen Hahnenkamm von Hiltrud Weller hatte er ebenso parat wie Stuckis verzweifelte Übungen mit dem Medizinball. Wir sprachen über Lederranzen, muffige Schwämme, Turnbeutel und das Fräulein Heinz mit dem blonden Damenbärtchen, nur nicht darüber, warum er vier Jahre lang allein in der dritten Reihe rechtsaußen in seiner Bank gegessen hatte.

Nach einer Stunde konnte ich es auf dem kalten Metallsitz nicht länger aushalten. Stahl ließ es sich nicht nehmen, mich zum Hotel zu begleiten. Wir wanderten gemächlich zur Piazza Santa Maria della Pace. Stahl blieb immer wieder stehen, zündete sich eine neue Zigarette an, brachte mich zum Reden und sah mir dabei zu. Unterwegs fanden wir kein Lokal, das noch geöffnet hatte, beim Hotel angekommen, mußte ich den Nachtportier herausklingeln. Ich hätte ihn noch mit hinauf in mein Zimmer nehmen können, aber das Zimmer war eng und ich hatte plötzlich Angst, endlos reden zu müssen und den Mann nicht mehr loszuwerden. Er verstand sofort, übergab mir seine Karte und bat mich, die nächsten Tage bei ihm

anzuläuten. Er könne mir seltene Informationen beschaffen, auch die Türen des Vatikans öffnen, wenn ich das brauchte. Dann drehte er sich um und ging schnellen Schrittes den Weg, den wir gekommen waren, zurück.

Ich lag bis zum Morgengrauen wach, hörte die Müllabfuhr und sah Blechle einsam in seiner Bank sitzen, das dunkle Haar im Nacken kurz geschoren, widerspenstiges Haar, das am Hinterkopf in Wirbeln abstand. Unnatürlich ruhig für einen kleinen Buben saß er da, den Blick immer nach vorn gerichtet. Nie hat man von ihm ein Kichern gehört. Trotz alledem, ein Musterschüler war er nicht, dazu war er viel zu verschlossen, nahm in geradezu aufsässiger Weise an nichts teil und beachtete die Lehrer kaum, sah lieber ins Ungefähre als in ein Gesicht. Wurden wir etwas gefragt, gingen die schnipsenden Finger von einem Haufen eifriger kleiner Streber hoch, der um die Liebe der Lehrerin wetteiferte. Blechle meldete sich nie. In meiner Erinnerung hat er es vier Jahre lang vermieden, auch nur einmal den Finger zu heben.

Die folgende Woche trödelte ich durch die Stadt und dachte öfter an ihn, verschob es aber von Tag zu Tag, bei ihm anzurufen. Nicht, weil er mir unsympathisch war, sondern weil ich das etwas geisterhafte Zusammentreffen ungetrübt in der Erinnerung halten wollte.

Am Montag setzte ich mich zum Frühstück auf die Sonnenseite des Campo de' Fiori, schräg gegenüber

von der Bar, auf deren Stühlen wir neulich nachts gehockt hatten. Giordano Bruno, finster und massig, blickte aus seiner Kapuze auf das Treiben der Händler zu seinen Füßen. Der Markt war in vollem Gange. Fische lagen in Wassereimern oder auf Eis und wurden von alten Frauen in Gummischürzen abgeschuppt. Hinter den Gemüseständen wuchsen die Komposthaufen. Ein Penner, dessen Lumpen sich wie das Winterfell des bakhtrischen Kamels in Zotteln von ihm lösten, schob seine Plastikschele zwischen die Touristen. Wie immer um diese Zeit drehte das Paar mit den gelben Helmen, Großvater und Enkel, eine Runde um den Markt. Der Alte, den fleischigen Kopf unter einen zu kleinen Helm gezwängt, bahnte auf seinem Motorroller eine Gasse durch die Schar der Bewunderer. Die Blicke galten dem Enkel, der einen viel zu großen Helm aufhatte und in einem elektrischen Plastikauto mit viel Getute hinter ihm herfuhr. Der fette Kopf des Alten glomm vor Stolz, wenn er sich nach seinem Ebenbild umsah.

Mit langen Beinen hing ich im Stuhl und ließ mich von der Sonne wärmen, trank meinen Milchkaffee und bröselte etwas Toast auf den *Messaggero*. Da war auf einmal sein Bild, ziemlich groß, auf der Seite mit den Gesellschaftsnachrichten. In der Titelseite sein Name. Montgomery Cassini-Stahl war am Samstag gestorben. Mein Schulkamerad war am helllichten Tag, mitten in einer Touristentraube, zusammengebrochen. Vor dem Pantheon, auf dem Weg zur Pfingstmesse mit den herabfallenden Rosenblättern.

Ich zog spontan die Beine ein, meine inneren Organe begannen in einer butterweichen Empfindlichkeit dahinzuschwimmen. Daß er ein berühmter Mann war und ich nichts davon gewußt hatte, spielte dabei eine geringere Rolle als die Tatsache, daß ich in ebenjener Messe gewesen war, in die er es nicht mehr hineingeschafft hatte. Mein trostloses Notizblockgefummel inmitten der Menge fiel mir wieder ein. Seine Karte hatte ich noch in der Brieftasche stecken. Ich zog sie heraus und sah sie mir genauer an. *MCS-Film* stand da, darunter *Casa di Produzione Cinematografica*. Die Firma trug seine Initialen. Ich hatte schon eine Menge Filme, sogar große, unter diesem Zeichen gesehen. Nie wäre mir in den Sinn gekommen, daß sich dahinter Blechle, ausgerechnet Blechle, verbergen könnte.

Als ich vom Toast abbiß, baumelte ein Käsefaden von meinem Kinn, den ich mit Hilfe der Finger zerteilen mußte. Den Rest rührte ich nicht mehr an. Ich zahlte und überquerte den Markt. Vor unserer Bar saßen die Leute wie in einem Schweinekoben beieinander. Zwischen ihnen kein Platz für ihn und mich. Unschlüssig umlief ich den Markt, suchte mit meinen Füßen den Boden, während die Aufregung mich vorantrieb, aus dem inneren Bezirk der alten Stadt hinaus bis zum Tiberknie. Beim Anblick eines Restaurantschiffs mit lauter leeren Stühlen auf dem Oberdeck beruhigte ich mich ein wenig.

Am Mittwoch sollte er beerdigt werden, auf dem Cimitero Acattolico hinter der Cestius-Pyramide,

wo man die berühmten Leute hinbringt, denen man zwar gestattet, in Rom, aber nicht in den Hainen der katholischen Christenheit zu zerfallen. Am Vormittag gab es eine Trauerfeier in einem Kultursaal an der Piazza Argentina, den man als Camera ardente hergerichtet hatte. Pünktlich um elf war ich zur Stelle. Trauergäste fanden sich ungefähr so viele ein wie bei einem Staatsbegräbnis zweiter Klasse. Der Sarg auf der Bühne war gehüllt in einen weißrosa Blütenschaum, nicht ganz die passenden Farben für Blechle, wie mir schien. Vor einen schwarzen Vorhang hatte man ein riesiges Foto von ihm gehängt. Die hoffnungslosen und zugleich ungerührten Blechle-Augen, aus scharf konturiertem Lineament blickten sie in den Saal und trieben meine schwimmenden Augen langsam außer Sicht. Ob der schmale Mann in seinem Blumenbett noch hörte? Ettore Lombardi, geliebter Star Italiens, hielt eine bewegende kleine Rede und mußte sich mit den Jackenärmeln die Tränen von den Wangen wischen. Sie handelte von Vesperkörbchen mit Käse und Salami, die Monty seinen Freunden während der Dreharbeiten persönlich zu überreichen pflegte. Mit nachgeschleiften Beinen und aus der Waagrechten emportauchendem Oberkörper à la Rufus T. Firefly habe er diese Körbchen übergeben, ohne sich je selbst daraus zu bedienen, weil ein so spezieller Mensch wie Monty auch einen speziellen Magen gehabt und deshalb niemals gegessen habe, was andere gerade aßen, sagte Lombardi, und wieder liefen seine Tränen.

Gegen eins setzte sich ein Konvoi schwarzer Limousinen in Bewegung. Ich erwischte ein Taxi und fuhr hinterdrein. Vor einer Seitenpforte an der Friedhofsmauer stauten sich die Leute. Ich passierte als letzter das Tor. Katzen lagen auf den erwärmten Steinen. Man drückte sich auf engen Wegen zwischen den Grabmalen durch. Die meisten Trauergäste waren in einem aufgekratzten Zustand. Es gab die ortsüblichen Zappler mit den scharfgestärkten Kragen, die ihre Telefone in Gebrauch hielten, während der Sarg ins Loch sank. Frauen standen in magerer Bosheit da, auf den breiten Bügeln ihrer Sonnenbrillen blitzten die Wappen der großen Modefirmen. Über uns glänzte ein frisch gewaschener Maihimmel in sinnloser Schönheit.

Ich hatte fest damit gerechnet, seine Mutter dort zu finden. Sie lebte noch, und ich hätte sie wahrscheinlich erkannt, da ich ihr als Kind in Degerloch öfter begegnet war. In der vordersten Reihe entdeckte ich niemanden, der ihr auch nur entfernt ähnlich sah. Zwei ältere Frauen fielen mir auf, ganz in Schwarz. Sie weinten unaufhörlich, wobei die größere von der kleineren gestützt werden mußte. Dann gab es noch einen zittrigen alten Mann, um den sich Lombardi kümmerte. Es war eine durch und durch italienische Beerdigung und ich vielleicht ihr einziger deutscher Besucher.

Am Wochenende mühte ich mich vergeblich, etwas über das Heilige Jahr zu Papier zu bringen. Blechle wollte mir nicht aus dem Sinn. All die Nebenmen-

schen, auf die ich meine Aufmerksamkeit zu lenken suchte, er wischte sie souverän wieder weg. Auf meine innere Bühne hoben sich immer wieder Bilder vom kleinen Blechle, der mit dem Rollstuhl seines Bruders verwachsen schien, und dann die weißen Manschetten und die teure Uhr am Handgelenk des hageren nächtigen Stahl, der längst aus dem Schulalter heraus war.

Er kam mir vor wie ein seltsamer Heiliger, der einen Stapel unbeschriebener Blätter, mit dem Lockstoff seines markanten Todes getränkt, auf mein wackliges Hoteltischchen gelegt hatte. Nur ich, der Chronist, den er sich erwählt hatte, zögerte ungreiflicherweise noch.

Am Montag faßte ich den Entschluß, mir sein Leben genauer anzusehen. Die folgende Zeit – es wurden Monate – verbrachte ich damit, eine Menge Leute auszufragen, Leute, die seine Abhängigen und Mitspieler gewesen waren, den einzigen Freund, den er je gehabt hatte, die Frau, die seine häuslichen Gewohnheiten kannte, den römischen Onkel, Nachtportier und Chauffeur, Sekretärinnen, Schauspieler, Techniker und Drehbuchschreiber, seinen Adlatus, den Kantinenchef, das Mädchen, das er geliebt hatte, Leute, die gerade mal seinen Namen wußten und ihn doch ganz genau zu kennen glaubten. Es fiel mir leicht, mich in Rom als der große unbekannte Freund aus Deutschland ins Spiel zu bringen, und man sprach bereitwillig mit mir. Ich durfte mich in seiner Wohnung umsehen, ging in sein

Büro, besuchte Orte, an denen er häufiger gewesen war.

In Stuttgart war ich auf meine alten Degerlocher Verbindungen angewiesen. Seine Mutter weigerte sich, mich zu empfangen. So mußte ich den Umweg über meine Mutter nehmen, die sich die Putzfrau mit ihr teilte. Als ergiebigste Quelle erwies sich jedoch Irmgard, eine Freundin meiner Mutter, die das Faktotum der Stahls gut gekannt hatte. *Eine herabgeheiratete Frau*, das war ihre erste Bemerkung, und sie meinte damit nicht die Haushälterin, sondern Blechles Mutter.

Ich hörte zu. Die anderen, das waren die Experten, die mir Satz für Satz das Leben Stahls begreiflich zu machen suchten. Ich hörte ihre wechselnden Stimmen, das Geplapper und ihr verlegenes Schweigen, prägte mir ein, was sie mit den Händen machten, die Art, wie sie den Rauch der Zigarette ausbliesen, ein Glas, eine Tasse anfaßten oder einfach mit unbeschäftigten Händen dasaßen. Ich blickte in Gesichter, die schwitzten, und in Gesichter trocken wie Pergament. Und ganz allmählich enthüllte sich mir der Nervenbau, der einmal das Leben meines Schulkameraden gewesen war, eines Schulkameraden, der nie mein Freund war und den ich mir jetzt zum Freund wünschte wie keinen zweiten. Ich wurde zum Ordnungshüter dieses Lebens, und wenn ich dabei jemandem Gewalt angetan haben sollte, dann den Zeugen, nicht ihm. Er ist tot, sie leben. Er redete kaum, sie schwatzten in einem fort. Dabei verwandelten



sich ihre Worte in andere Worte, und ihre Gesten, gerade die harmlosen und beiläufigen, bekamen etwas Schlüpfriges, sobald sie in den Szenen wieder auftauchten, in die ich seinen halluzinierten Leib zu wickeln begann. Unerhört, wie seine Gedanken in mich eindringen, als wären es die eigenen, wie seine Welt mir plötzlich offenstand und wie gern ich die meinige dafür verließ.

Montgomery Cassini-Stahl kam 1949 zur Welt, da war Feldmarschall Rommel fünf Jahre tot. Kain war ein kräftiger junger Mann, als er Abel erschlug. Als Blechle seinen älteren Bruder Robert ertränkte, war er ein schwächlicher Knabe. Tags zuvor, an seinem neunten Geburtstag, war von einem Onkel aus Rom ein Paket angekommen. Darin hatte ein Kindermantel mit Kapuze gelegen, vom Onkel auf einer beige-fügten Karte zärtlich *il mongomeri* genannt. Blechle scheint sich in der Hülle des Wüstenfuchses in ein anderes Kind verwandelt zu haben. Er trug den Dufflecoat an jenem 22. Mai 1957, trug ihn beharrlich, sommers wie winters, die folgenden Jahre hindurch, bis er aus ihm herausgewachsen war. Seine Tat kam nie ans Licht, den kindlichen Verbrecher hat keiner je zur Rechenschaft gezogen. Vermutlich erwuchs ihm aus dem Brudermord eine prekäre Art von Glück, weil er es schaffte, ihn gründlich zu vergessen.

Da ich dies niederschreibe, frage ich mich: Wie kommst du zu dieser Anschuldigung? *Blechle hat*

*seinen Bruder umgebracht.* Wieso erlaubst du dir, das zu behaupten, obwohl es keinen einzigen Beweis dafür gibt?

Ich bin darauf gestoßen, weil ich das Geheimnis meines Freundes lange umkreist habe. Ich habe da nichts auswählen müssen, das Geheimnis zeigte sich bei geduldiger Beobachtung aus großer Höhe und war nur im Sturzflug zu greifen. Die Geschichte, die ich erzählen will, wird zeigen, ob man mir recht gibt. Es drängt mich hier zu einer Wiederholung: Der kindliche Verbrecher ist mein Freund. Vergiß es nur ja nicht, sage ich mir, wenn du aus den Lebensfetzen, die du hast erwischen können, anfängst, ein menschliches Gerüst zu bauen.

Es wird Zeit, daß ich aus der Geschichte meines Freundes verschwinde. Sie soll mit der Mutter beginnen, bei der Blechle, wie es seit Jahren seine Gewohnheit war, frühmorgens anrief.

IHRE STIMME klang rauh. Röhren voller Schleim, die erst freigeblasen werden mußten

»Geht's dir wirklich gut?« fragte er.

»Wie immer«, sagte sie.

»Was hast du heute vor, wenn man fragen darf?«

»Die Rosen sind dran, der Geges hat nicht die Geduld.«

Gerhardt, genannt Geges, war der Gärtner, fast so alt wie seine Mutter und schon ein halbes Leben bei ihr beschäftigt.

»Wie geht's ihm?« fragte er.

»Gut.«

»Was machen seine Würmer?«

Zum Schein dachte sie besonders lang nach; heraus kam wieder was Kurzes.

»Bloß zwei«, sagte sie und ließ ihr schärfstes S hören.

Wenn sie ein bißchen Humor zu vergeben hatten, faßten sie gern nach dem Gärtner. Der Mann hatte die Brust eines Turners und ein gefügiges Wesen. Aber er litt an einer Idee, der Idee von der Regenwurmarmut der schwäbischen, insonderheit der Degerlocher Böden. Eine harmlose Macke zunächst, war die Idee im Lauf der Zeit immer stärker in ihm herum und mit ihm davongegangen. Regelmäßig machte er Eingaben an den Gemeinderat, empfahl darin die massenhafte Aussetzung von gezüchteten

Würmern. Es schreie zum Himmel, wie der Boden mehr und mehr verhärtete. Wie er sich dem Leben verschloß. Stundenlang konnte er darüber reden. Seine Eingaben pflegte er mit Gerhardt Gohl, Wurm-vater von Württemberg, zu unterzeichnen. Beim Umgraben der Erde taten ihm die Knochen weh, aber er führte sein Leiden auf die Wurmarmut, nicht auf sein Alter zurück. Es kam vor, daß er mitten in der Arbeit innehielt, um den Boden zu untersuchen. Vom Anblick der wurmlosen Erdbröckel, die durch seine schwieligen Hände fielen, wurde er schwermütig. Bei nassem Wetter arbeitete er grundsätzlich nicht, und so war es nicht verwunderlich, daß ihm so wenig Regenwürmer unterkamen. Fand er doch einmal einen, lockte er ihn ins Erdreich zurück, an einer sorgfältig mit dem Finger vorgebohrten Stelle.

»Wie ist das Wetter bei euch?«

»Eher kalt«, sagte er. »Vielleicht gibt es Regen.«

»Du hast sicher viel Arbeit.«

»Ja«, sagte er, und damit war das Stichwort für den Abschied gefallen.

Nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, hörte er sie noch eine Weile atmen. Er hörte das feine Pfeifen ihrer Bronchien und die Pause, die unweigerlich auf jeden ihrer Sätze folgte. Obwohl sie um diese frühe Zeit nicht rauchte, roch er den Rauch aus der Leitung. Seine Mutter, die sich die Zigaretten nicht wegnehmen ließ, hatte es schon seit Jahren auf den Bronchien. Wenn er sie danach fragte, hieß es, es gehe so, dann verstummte sie wieder. Das Schweigen war ihre

schärfste Waffe. In seinem Kopf erzeugte es regelmäßig Gedankenexplosionen. Zwar ging es in ihren kargen Gesprächen an der Oberfläche friedlich zu, trotzdem hatte er jedesmal den Eindruck von einem Kampf. Sie führten einen Stellungskrieg, hockten auf ihren Horchposten und vermieden jeden Schritt aus der Deckung. Er ging ins Bad, und mit jedem Schwall kalten Wassers, den er sich vor das Gesicht kippte, verschwand etwas von dem Gespräch im Abfluß. Er hatte einer Pflicht genügt. Es warteten noch viele Pflichten auf ihn. Jeder Tag bestand aus einer Kette nicht abreißender Pflichten.

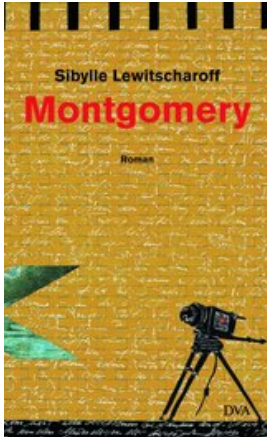
Sein Badezimmer war opulent. Der Boden aus einem sandfarbenen Naturstein. Es wäre seiner Mutter, die selbst eine vermögende Frau war, luxuriös vorgekommen. Wahrscheinlich hätte sie es mißbilligt, daß ihr Sohn ein so verschwenderisches Bad für sich allein besaß, ein Bad mit oxsenblutfarbenen Kacheln, in dem die Handtücher gewärmt werden konnten. Im Licht, das von den Kacheln widerschien, sah er jünger und weniger angegriffen aus. Er betrachtete seine Wangen im Spiegel, fuhr mit den Fingerkuppen über die Bartstoppeln. Julius Cäsar hätte ihn wohl für gefährlich gehalten. *Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen.* Er war dünn, er hatte zeitweilig den hohlen Blick, er hatte volles schwarzgraues Haar, und er schlief schlecht.

Bis der kalte Schock nachließ, stand er unter der Brause und stellte sich dann, naß wie er war, ans

Waschbecken. Zum Rasieren benutzte er das linke Waschbecken, zum Zähneputzen das rechte. Um das Verkalken der Hähne zu verhüten, war er darauf bedacht, beide Becken in Gebrauch zu halten. In strenger Erhabenheit zog sich die gekachelte Konsole vor der Spiegelwand über die ganze Seite des Raums hin. Eine fast leere Fläche mit nur dem Nötigsten darauf. Die Zahnbürste im Wasserglas, Rasierschaum, Rasierpinsel und Kamm wirkten wie kleine einsame Skulpturen. Er liebte diese luxuriöse Leere, den tadellos sauberen Anblick, liebte auch die riesige Badewanne, in die ein amerikanischer Zentnermensch sich bequem hätte legen können. Baden, das tat er selten. Wenn, dann spät in der Nacht. Immer noch schwebte ein Verbot über diesem Baden. Als Kind hatte man ihm eingeschärft, ja nicht zuviel Wasser zu verbrauchen, schon gar nicht solche Mengen gewärmten Wassers, wie sie diese Wanne faßte. Die Regel hatte allerdings für den Bruder nicht gegolten. Für ihn hatten im Sommer vier Füllungen von jeweils 800 Hektolitern zur Verfügung gestanden.

Das Frühstück stand im großen Zimmer bereit. Das große Zimmer war fast quadratisch und führte auf eine Loggia. Nahe der Fenster stand ein langer Tisch mit nur drei Stühlen. Jemand hatte eine Karaffe mit Wasser hingestellt, ein Wasserglas, einen Becher und einen Napf. Neben dem Napf, dem man gleich anmerkte, daß er ein Diener der Gesundheit war, lag auf der gefalteten Serviette sein Löffel. Der Porzellanbecher enthielt eine hellbraune Flüssigkeit,

der Napf einen Brei. Ein junger Brei, glatt und dick, garniert mit halbierten Erdbeeren und enthäuteten Pfirsichstücken. Eine Weile saß er unbeweglich in Gesellschaft seiner Möbel. Beim Essen ging er methodisch vor. Mit dem Löffel nahm er etwas Obst weg. Das Obst mußte sorgfältig gewaschen und anschließend getrocknet werden; er schätzte es nicht, wenn sich unter ihm eine Pfütze bildete. Der Brei hatte oben kühl zu sein. Die Stücke, die er austach, mußten im Löffel aufrecht stehenbleiben. Seine Haushälterin hatte er gut erzogen. Sie nahm sich all der Kleinigkeiten an, auf die es ihm ankam. Er aß in maßvollen Portionen, und obwohl es dabei kaum etwas zu kauen gab, führte er pro Bissen die empfohlenen dreißig Kaubewegungen durch, nahm dazwischen, auch wie empfohlen, den Malzkaffee in kleinen Schlucken auf. Man mußte ihm nicht erzählen, daß ein fünfzigjähriger Mann, der morgens Brei und Kinderkaffee zu sich nimmt, einen lächerlichen Anblick bietet. Der Grund war sein Magen. Ein harter Beutel mit einem Kranz von Schmerzen. Er konnte die Schmerzen einhegen, wenn er sich an die Vorsichtsmaßnahmen hielt, die er im Lauf der Jahre für diesen Magen erfunden hatte. Als er fertig war, legte er die Serviette locker zusammen. Von Pasqualina verabschiedete er sich, indem er an der Küchentür klopfte und kurz den Kopf zu ihr hineinsteckte.



Sibylle Lewitscharoff

## **Montgomery**

Roman

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 352 Seiten,  
12,5 x 20,5 cm  
ISBN: 978-3-421-05680-1

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: Februar 2003

Der Roman spielt 1999 in Rom. Erzählt werden acht Tage aus dem Leben des Filmproduzenten Montgomery Cassini-Stahl. Der intelligente und mächtige Mann um die Fünfzig verliebt sich in eine junge Frau. Er verwirklicht gerade sein Herzensprojekt: eine Neubearbeitung des »Jud Süß«, um den historischen Joseph Süß Oppenheimer mit einem großen Film zu ehren. Als sein genialer, aber trinkfreudiger Hauptdarsteller in den Spelunken Roms verschwindet, muß Montgomery ihn aufgrund von Ähnlichkeit kurzzeitig ersetzen. In der dramatischen Zuspitzung des Geschehens wird er mit den Schlüsselereignissen seines Lebens konfrontiert – mit dem ertrunkenen Bruder und einer schwierigen Kindheit in Stuttgart.



[Der Titel im Katalog](#)